



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Schrift, welcher wir im Vorhergehenden meist gefolgt sind, überein. Weiterhin fehlt uns die Phantasie der Verfassers, um ihn begleiten zu können, wenn er fortfährt: „Und warum sollte nicht einmal eine Republik Irland unter die Vereinigten Staaten aufgenommen werden? Der größte Zweifel über die Möglichkeit einer solchen überseeischen Verbindung bestünde jedenfalls darin, ob die Amerikaner den Stern Irlands in ihr Banner aufzunehmen geneigt sein würden.“

Hier nimmt unsere Schrift doch wohl einen zu hohen und zu weiten Flug ins Graue hinein. Denkbar ist ja so ziemlich alles, was der Logik und Mathematik nicht widerspricht, und die Möglichkeit hat keinen Horizont. Aber zu den Wahrscheinlichkeiten wird ein Stern im Wappen der Amerikanischen Union, der Irland bedeutet, vor Ablauf unseres Jahrtausends gewiß nicht gehören. Wahrscheinlicher kommt es uns vor, daß es noch vor dem Jahre 2000 eine solche Union gar nicht mehr geben wird.

---

## Aus den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms II.

Die Geschichte des preussischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Stein-Hardenbergischen Reformen hat bisher bei den Historikern nicht die gebührende Beachtung gefunden. Der Grund für diese Erscheinung ist nicht schwer zu finden. Die Zeit Friedrichs des Großen wie die Geschichte von Preußens Wiedergeburt boten einen erfreulicheren Stoff zur Darstellung. An den zwischen jenen Zeiten liegenden Jahren ging man gern vorüber, da sie in der auswärtigen Politik Preußens nur Schwäche, im Innern Verfall zeigten. Mit Recht weist aber M. Philippson, der Verfasser eines vor kurzen erschienenen Werkes über diese Periode\*), darauf hin, daß gerade diese Zeit von hoher Wichtigkeit ist, weil sie bei der Schwäche des Monarchen, der Ministerwillkür und dem Günstlingsdespotismus die ersten Bestrebungen zur Beschränkung des absoluten Königthums, wie es sich nach Vernichtung der ständischen Mitwirkung seit dem Ende des 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, hervorrief, Bestrebungen, die, von den Kreisen der höheren Beamten ausgehend, allmählich weiter drangen und endlich zur Forderung einer

---

\*) Geschichte des Preussischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Von Martin Philippson. Erster Band. Leipzig, Veit & Co., 1880. VI u. 469 S.

Verfassung führten. Sodann erregt jene Zeit unser Interesse auch durch den Kampf, der kurze Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen wider die verflachte, ersterbende Aufklärung begann. Längst schon hatten phantasievollere und innerlichere Gemüther an der trockenen Verständigkeit der rationalistischen Lehre und deren hausbackener Moral keine Genüge mehr gefunden. Gerade im Widerspruche zu ihr fing man an, sich in einer schrankenlosen Mystik und Gefühlschwärmerei zu gefallen. Aus jener Bewegung aber, die das Gefühl im Gegensatz zum Verstande, das Individuelle im Gegensatz zum Allgemeinen, das Versenken in das Ich im Gegensatz zum Anschluß und zur Unterordnung unter das Ganze betonte, ging die Sturm- und Drangperiode der deutschen Poesie, gingen die gährenden, unklaren, durch einander wogenden Bestrebungen hervor, die erst allmählich und in läuternder Beruhigung zu den schönsten und herrlichsten Erzeugnissen des vaterländischen Dichtergeistes führen sollten. Der Wettkampf der verschiedenen Richtungen, der damals im privaten wie im literarischen Leben begann, machte sich bis in die höchsten Sphären des Staates aufs entschiedenste geltend. So wurde die Frage, wie weit die Denk- und Pressfreiheit und die religiöse Duldung sich ausdehnen ließen, zu einer brennenden und viel umstrittenen. Endlich trat damals auch die große Aufgabe der Assimilierung weiter fremdartiger Erwerbungen an die Regierung heran. Wie und mit welchem Erfolge sie derselben gerecht geworden ist, ist sicherlich eine Frage von geschichtlicher Bedeutung; sie dürfte auch für die Gegenwart, wo im Westen unseres Vaterlandes ähnliche Verhältnisse bestehen, von Wichtigkeit sein.

Che Philippson an seine Aufgabe herantritt, giebt er ein zusammenfassendes Bild von den außerordentlichen Leistungen Friedrichs des Großen wie den charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner Regierungsweise. Friedrich hatte Preußen zu einem ruhmreichen, festgefügtten deutschen Staatswesen mit dem Charakter einer europäischen Großmacht erhoben, er hatte Deutschland von fremden Einflüssen befreit und dem deutschen Volke das längst verlorene Bewußtsein eigener Nationalität, Kraft und Größe zurückgegeben, er hatte gegenüber den veralteten politischen Mächten, der religiösen Bedrückung und der geistigen Stagnation den Sieg des modernen Staatsbewußtseins und des individuellen Gewissens davongetragen, er war endlich im Kampfe mit einem todtten, entwicklungsunfähigen Conservativismus der ruhmreiche Vertreter der im besten Sinne des Wortes revolutionären Kräfte gewesen. Außerordentlich schwere Lasten hatte Friedrich seinen Unterthanen jedes Standes aufgebürdet. Als Ersatz für ihre Leistungen hat er ihnen nicht viel mehr gegeben als das befriedigende Gefühl, einem großen, geachteten Ganzen anzugehören und für dasselbe zu wirken. Aber er hat auch wie kein anderer Fürst seine eigene Persönlichkeit dem Staate zum Opfer gebracht, keiner hat wie er, das Größte wie das Kleinste durchschauend, Alles beherrschend, sein Interesse so völlig mit dem Staate verknüpft.

Daß das System des aufgeklärten Despotismus, dem Friedrich anhing, seine Schattenseiten hatte, kann freilich nicht geleugnet werden. Schon der große König selbst konnte der Aufgabe, eine Art allwissende und allmächtige Vorsehung zu spielen,

nicht immer genügen. Unter einem minder begabten Nachfolger mußte eine solche Regierungsweise zur Vernachlässigung der wichtigsten Regierungsgeschäfte, zum Verfall, zur Erschlaffung des ganzen Verwaltungsmechanismus und aller staatlichen Einrichtungen führen. Aber auch noch andere Schwierigkeiten mußte ein Nachfolger Friedrichs II. überwinden. Die strenge Disciplin, die peinliche Beaufsichtigung hatte den Beamten die Initiative, Selbstvertrauen, Freudigkeit und Begeisterung für jede Thätigkeit geraubt. Mit Mißtrauen und Mißachtung war Friedrich seinen Beamten begegnet. Konnte ein so herabgewürdigter Beamtenstand durch ideales Streben, Weite und Kühnheit des Blickes sich auszeichnen? Mußte nicht mehr und mehr feige und schlau berechnende Selbstsucht ausgebildet werden? Nicht viel besser aber stand es in der Armee, dem gepriesenen Werkzeuge preußischen Ruhms. Wohl hatte Friedrich hier dem Officierscorps die exorbitantesten Vorrechte gewährt, aber der Einzelne galt ihm nur als Instrument seines Willens. Beharrlich konnte er einem ehrenwerthen höheren Officier selbst zu einer standesgemäßen Heirath die Erlaubniß verweigern. Selbst ohne hinreichende Veranlassung erfolgten häufig entwürdigende grobe Schmähungen oder Cassation. Auch hierbei können wir die Bemerkung machen, daß der große König in den Fehler so vieler thatkräftiger und genialer Naturen verfiel, daß er zu wenig Werth auf die moralischen Triebfedern und das Zusammenwirken vieler Einzelindividualitäten legte, sondern alles vom maschinenmäßigen Gehorsam erwartete. Mit wahrhaft socialistischer Allsorgfalt hatte sich der Staat in alle gewerblichen Verhältnisse eingemischt, um seine Unterthanen auch wider deren Willen glücklich und reich zu machen. Allenthalben waren mit Friedrichs Unterstützung Fabriken entstanden; durch Prämien wurden dem undankbaren Boden Seidenraupenzucht und Tabaksbau aufgedrängt. So hatte sich der Fabrikant daran gewöhnt, sich auf Unterstützung von oben zu verlassen. Der Ausschluß jeder Concurrency führt zur Trägheit und Selbstsucht. Und dieser künstlichen und immer nothleidenden Industrie wegen wurde der internationale Handel durch enorme Abgaben, Verbote und Zollplackereien vernichtet. Dem Bauer aber wurde durch hohe Steuern und hohe Erzeugszölle wie durch das Verbot der Getreideausfuhr der Lohn seiner Arbeit gekürzt. Schon zu Friedrichs Zeiten wurden Stimmen gegen dieses protectionistische System laut. Man fand, daß es weder für Handel und Industrie noch für die Landwirthschaft heilsame Früchte trug. Indessen hatte die Festigkeit und Unveränderlichkeit des Friedericianischen Systems, wenn auch langsam, doch stetig den Wohlstand des Landes während des langen Friedens vermehrt und damit jene Stimmen zum Schweigen gebracht. Seitdem aber Friedrich die Verwaltung der indirecten Steuern durch die einheimischen Behörden nicht einträglich genug fand und er dieselbe französischen Beamten, der sogenannten Regie, übergab, die mit ihrem entwickelten Spür- und Denunciantenwesen Alle bedrückte und dabei doch einen verhältnißmäßig geringen Gewinn abwarf, wurde die Abneigung gegen das Verwaltungssystem des Monarchen immer größer. Auch hier fiel dem Nachfolger eine schwierige Aufgabe zu, die Wünsche des Volkes mit den Bedürfnissen des Staates in Einklang zu bringen.

Der neue König, Friedrich Wilhelm II., war der Sohn von Friedrichs II. nächstältestem Bruder, jenem August Wilhelm, der während des siebenjährigen Krieges, von seinem königlichen Bruder hart, vielleicht ungerecht wegen des unglücklichen Rückzuges aus Böhmen angelassen, das Lager verlassen hatte und während der gefahrvollsten Zeiten des Krieges in Dranienburg an gebrochenem Herzen gestorben war. Seine ausgezeichneten Eigenschaften wie sein tragisches Schicksal hatten ihm die allgemeinste Zuneigung verschafft. Bei der Kinderlosigkeit Friedrichs II. galt Friedrich Wilhelm frühzeitig als Thronerbe. Der König selbst erkannte ihn als solchen an. Er gab ihm den Titel eines Prinzen von Preußen und sorgte in rühmlichster und einsichtsvollster Weise für die Erziehung des Nachfolgers, den er selbst mit den friedlichen Geschäften seines hohen Amtes bekannt machte. Doch bald wurde Friedrich Wilhelm von seinem Oheim mit unverhohlener Abneigung und Mißachtung behandelt. Einem Friedrich, der gewöhnt war, an sich wie an Andere nur den höchsten Maßstab anzulegen, konnte bei eingehender Prüfung des jungen Prinzen Eifer und Auffassungskraft für die Geschäfte, sein Fleiß und die Entwicklung seiner Denkfähigkeit nicht mehr genügen. Gewiß ist, daß die Lehrer des Prinzen, vor allem sein Civilinstructor Beguelin, den Zorn des Königs zu fühlen hatten. Je abstoßender aber Friedrich seinen Erben behandelte, je geflüßentlicher er dessen Bruder begünstigte, um so rücksichtsloser verhielt sich dieser den Wünschen und Forderungen des Oheims gegenüber. Die Neigung und Rücksicht des Königs hatte bei ihm das Bestreben hervorgerufen, seinen Erwartungen gerecht zu werden. Jetzt, wo er die Neigung des Königs verloren hatte, suchte der Prinz, gleich unfähig aus eigenem Antriebe etwas zu leisten wie sich zu verstellen, seinen Trost und sein Genügen darin, daß er allen Leidenschaften fröhnte. Von blühender, überschäumender Körperkraft, liebenswürdig, imponirend, durch seine mehr als sechs Fuß hohe und dabei wohlgebildete Gestalt alle Blicke auf sich lenkend, begann er jetzt in üppigster Verschwendung zu leben. Er knüpfte zahllose Liebeshändel an, die Friedrich weniger aus moralischen Bedenken als wegen ihrer Kostspieligkeit oft genug mit rauher Hand zerstörte. Um den vielen Scandalen ein Ende zu bereiten und die Thronfolge zu sichern, wurde der Prinz 1765 mit Elisabeth von Braunschweig vermählt. Die Ehe mit der schönen Fürstin konnte keine glückliche sein, denn schon damals hatte Friedrich Wilhelm die Bekanntschaft von Wilhelmine Enke gemacht, der Tochter eines ehemaligen Trompeters der königlichen Capelle. Diese Bekanntschaft sollte für ihn verhängnißvoll werden. Wilhelmine war, als der Prinz sie bei Gelegenheit eines Liebeshandels mit der älteren Schwester kennen lernte, noch ein Kind. Nicht von regelmäßiger Schönheit, zog sie ihn durch ihre schelmischen Augen, ihre blendenden Zähne, durch lebhaften, witzigen Geist und liebenswürdige Redlichkeit an. Er gab ihr selbst Unterricht. So gewann sie einen außerordentlichen Einfluß auf ihn, den sie auch, als sie nicht mehr seine Geliebte war, dadurch, daß sie sich unentbehrlich machte, zu behaupten wußte. Wirklich böse Leidenschaften darf man ihr nicht zuschreiben, doch war ihr Einfluß, da sie den Prinzen zu Ausschweifungen und zur Verschwendung verlockte, verderblich genug. Die Ehe mit

Elisabeth von Braunschweig mußte schon 1769 wieder gelöst werden. Wenige Wochen darauf vermählte sich Friedrich Wilhelm mit Louise von Hessen-Darmstadt, die ihm am 3. August 1770 einen Prinzen gebar, den späteren Friedrich Wilhelm III., aber da sie unliebenswürdig von Charakter war, ihn nicht aus den Banden der Enke zu befreien vermochte. Doch wurde jetzt die Stellung zu Friedrich besser, der das Verhältniß mit der Enke, welche der Form wegen den Gärtnerburschen Nieß heirathen mußte, billigte.

Der Thronfolger zeigte sich dankbar. Um dem Könige zu gefallen, begann er einen Briefwechsel mit Friedrichs literarischem Freunde Voltaire. Aber wie bei der Verschiedenartigkeit beider Naturen zu erwarten war, verlief die Correspondenz bald in Gemeinplätzen, bis sie ganz einschief. Auch in der unmittelbaren Nähe des Königs bemerken wir jetzt den Prinzen häufiger, bei Gelegenheit der kleinen Concerte, in welchen Friedrich Wilhelm als Meister auf dem Violoncello mitwirkte. Aber trotz der Annäherung kam es nie zu einem herzlichen Einvernehmen, selbst später nicht, als der Prinz im bairischen Erbfolgekrieg von 1778 Gelegenheit erhielt, sich militärisch zu bewähren. Der Prinz warf sich damals, angeekelt durch die Leere der Vergnügungen, in denen er Befriedigung gesucht, gänzlich der Mystik in die Arme. Schon früher war er in den damals der Aufklärung abholden Freimaurerorden getreten. Jetzt war er Beziehungen verfallen, die ihn in seiner neuen Richtung bestärkten und die für ihn verhängnißvoller werden sollten als das Verhältniß zur Enke. Es waren die Bekanntschaften mit Bischoffswerder und Wöllner.

Johann Rudolf von Bischoffswerder, 1741 in Ostermondra im damals kurfürstlichen Thüringen geboren, war, nachdem er in Preußen Kriegsdienste gethan, nach Sachsen zurückgekehrt, wo er beim Prinzen Karl, dem Titularherzog von Kurland, Stallmeister wurde. Hier machte er Bekanntschaft mit dem wüsten Mysticismus und Wunderglauben, der im Gegensatz zu der trockenen rationalistischen Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftrat. Man sehnte sich aus der dürftigen Helle des Rationalismus nach dem geheimnißvollen Dunkel des Glaubens, und was die trockene und nüchterne Verständigkeit der Aufklärungsbildung nur ungenügend beantwortete, das sollte ergänzt und unfehlbar beantwortet werden durch die dämonische Kraft und Weihe des Genies, durch die Göttlichkeit des unmittelbaren Fühlens, Ahnens, Schauens. Nicht bloß fanden allerhand Zauberer wie zu allen Zeiten, wo ein alter Glaube mit einem neuen im Kampfe liegt, gläubige Anerkennung, wie Swedenborg, Cagliostro, St. Germain, Mesmer, auch mystische Geheimorden wucherten überall empor, eine Erscheinung, die in jenen Zeiten, wo dem Streben nach öffentlicher politischer Wirksamkeit, nach Einwirkung auf die staatlichen und socialen Verhältnisse jede Möglichkeit der Betätigung verschlossen blieb, nur allzu natürlich war.

Sehen wir ab von den mannichfachen Studentengeheimbünden, unter welchen der Illuminatenorden der bekannteste sein dürfte, vom Orden des Neuen Jerusalem, vom Orden des Senfkorns u. a., die damals das Bedürfniß nach Religion befriedigten, am erfolgreichsten wurde entschieden die Thätigkeit der sogenannten strikten

Observanz der Freimaurerei. Hier finden wir die Freimaurerei verquickt mit abenteuerlichem Ritter- und Tempelherrenspuk. Unbekannte Obere leiten angeblich den Orden zu geheimnißvollen Zielen. Wer mit der Aufnahme begnadet wird, erhält einen hochtönenden, mystischen Namen. Die strikte Observanz wurde durch einen Herrn von Marschall aus Frankreich nach Deutschland gebracht. Eine Menge von Logen schlossen sich ihr hier an. Der Reichsfreiherr Hund, Carolus eques ab Ense genannt, ein hochangesehener, begabter, zur Schwärmererei und zum Abenteuerlichen neigender Mann, verbreitete die strikte Observanz namentlich in der Oberlausitz. Allmählich versuchte man ihr, entsprechend den Wünschen der Zeit, eine clericale Färbung zu geben. Graf Mloys Brühl, ein feingebildeter Cavalier, ein Sohn des berühmten sächsischen Ministers, Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Heerführer aus dem siebenjährigen Kriege, Prinz Georg August von Mecklenburg-Strelitz, Ludwig Karl von Hessen-Darmstadt und viele Andere traten mit dem Orden in enge Verbindung. An die Freimaurer strikter Observanz schloß sich auch der bekannte Leipziger Kaffeewirth Schrepfer, der in Leipzig und Dresden hochgestellte Männer, wie den Herzog Karl von Kurland, den Patron Bischoffswerders, die sächsischen Minister von Wurmb und von Hohenthal, den Grafen Brühl durch gauklerische und geisterhafte Erscheinungen unterhielt und fesselte. Schrepfer entleibte sich schließlich durch einen Pistolenschuß, aber obgleich er viele Leute um ihr Geld geprellt hatte, blieb die von ihm gestiftete Vereinigung doch bestehen.

Der Leipziger Kaffeewirth war aber nicht blos ein Sendling der Jesuiten gewesen, welche in jenen geheimen Verbindungen den richtigen Boden für ihre Bestrebungen fanden, er war auch Agent des Ordens der Rosenkreuzer. Dieses Geheimbundes hatte zum ersten Male der protestantische Theologe Joh. Valentin Andreae 1614 Erwähnung gethan in der „Fama fraternitatis des löblichen Ordens der Rosenkreuzer“. Diese Schrift war nur eine satirische Mystification gewesen. Sie wollte den Anflug der Alchymisten und Astrologen, der damals eine weite Verbreitung gefunden hatte, verspotten. Der abergläubige Sinn der Zeit hatte aber merkwürdiger Weise die „Fama fraternitatis“ ernst aufgefaßt, und bald begannen allenthalben die Rosenkreuzer, theils Schwärmer, die dort angedeuteten theosophischen Ideen zu entwickeln, theils Schwindler, mit marktshreierischen Schriften oder Bethörung durch allerhand wunderliche, den Naturgesetzen anscheinend widersprechende Experimente den Gläubigen Geld abzunehmen. Eine wirkliche Gesellschaft der Rosenkreuzer aber entstand nachweisbar erst in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Es wurde dem Orden eine uralte Vergangenheit angedichtet. Er versprach die tiefste Erkenntniß der Gottheit und der Natur und lockte damit den Redlichen, er verhiess weltliche Vortheile und zog damit den Ehrgeizigen in seinen Kreis. Endlich versprach er Gold aus jedem Metall zu machen und Universalheilmittel zu bereiten zu Gunsten seiner Anhänger, die Ungläubigen aber schreckte er mit Androhung des Verderbens. Dabei war der Orden in der scharfsinnigsten Weise organisiert. Die höchsten Oberen waren unbekannt, die nächsten wurden mit einem fremden, häufig wechselnden Namen be-

zeichnet. Nur Einen lernte man persönlich kennen, dies war der Director des Birkels, in dem man verkehrte. Wohl fehlte es nicht an Männern, die bald die Täuschung durchschauten. Aber man wußte sie zu ködern, indem man versprach, sie in einen höheren Grad, deren es nicht weniger als neun gab, zu befördern, in welchen sie dann mehr Offenbarungen empfangen sollten, oder man verfolgte sie, wenn sie es vorzogen, den Orden zu verlassen, mit Schmähreden und gemeinen Verleumdungen.

Wie viele Freimaurer von der strikten Observanz, so schloß sich auch Bischoffswerder dem Rosenkreuzerorden an. Er wurde unter dem hochtönenden Namen Farferus Phocus Vibron de Hudlohn, frater Aureae et Roseae cruceis durch Schrepfer und den falliten Dresdner Kaufmann Dubosc — den ehrwürdigen Frater Soc — aufgenommen. Als der bairische Erbfolgekrieg 1778 Preußen und Sachsen zu Bundesgenossen machte, gelang es Bischoffswerder in preußische Dienste zurückzukehren. Auf die Empfehlung vornehmer Rosenkreuzer kam er in die Nähe des Prinzen von Preußen, auf den er, an dem eleganten, gebildeten, lebenslustigen sächsischen Hofe mit allen Künsten eines feinen, weltgewandten Cavaliers vertraut geworden und zugleich durch geheimnißvolle Zurückhaltung und mystisch-feierliches Wesen imponirend, bald großen Einfluß gewann. Gutmüthig und anhänglich von Natur und ein aufrichtiger Schwärmer, frei von gemeiner Habgier, entartete er doch später im Gemusse der Macht. Durch schmeichelndes und verheißungsvolles Eingehen auf die mystischen Neigungen seines hohen Gönners, durch alchymistische und physikalische Kunststücke, gelang es ihm, Friedrich Wilhelm von den schwedischen Mystikern, denen er als Freimaurer angehört hatte, in das viel gefährlichere Rosenkreuzerthum herüberzuziehen. In dieser Thätigkeit fand er einen Helfer an Wöllner.

Johann Christoph Wöllner, 1732 zu Döberitz bei Spandau als Sohn eines Landpfarrers geboren, hatte in Halle Theologie studirt und sich hier dem Rationalismus zugewendet. Später Hofmeister des Generalmajors Ikenplik auf Groß-Behnik, wurde der liebenswürdige, lebenslustige und dabei intrigante junge Mann bald Freund der Frau des Hauses, Pfarrer des Gutsortes, endlich nach dem Tode des Generals durch das Geld der Wittve Domherr des Stiftes Halberstadt, Pächter des Gutes und Schwiegersohn der Generalin. Früher nur durch gedruckte Predigten als Schriftsteller hervorgetreten, warf sich Wöllner nun völlig auf Land- und Staatswirthschaft; seine literarischen Versuche auf diesem Gebiete machten ihn sogar zum Mitarbeiter der Nicolaischen „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, dem Hauptorgan der Berliner Aufklärung. Aber vergeblich suchte er sich bei Friedrich dem Großen einzuschmeicheln. Friedrich, erbittert durch die Heirath Wöllners, die des Königs Anschauung von der schroffen Scheidung der Stände widersprach, behandelte ihn unglimpflich. „Der Wöllner,“ sagte er, „ist ein betriegerischer und Intriganter Pfafe“ — ein Ausspruch, mit dem er, wie so oft, seine untrügliche Menschenkenntniß glänzend bewies. Von dieser Stunde an verfolgte Wöllner den großen König mit grimmigem Haffe. Bald gefiel es ihm auf dem Lande nicht mehr. Er ging nach Berlin, wo er als Kammerrath an der Domänenkammer des Prinzen Heinrich eine Stellung fand, die ihm eine behagliche Existenz gewährte.

Aber befriedigt war er auch damit nicht. Er wollte Karriere machen um jeden Preis. Friedrich hatte ihn zurückgestoßen, so ging er denn zur Gegenpartei über, deren große Zukunft er voraussah. Schon früher Freimaurer, schloß er sich der strikten Obervanz an und wirkte mit solchem Fleiße und Geschick, daß ihn die große Mutterloge zu den drei Weltkugeln zu ihrem Obermeister erwählte. Bei Gelegenheit des Berliner Convents lernte er Bischoffswerder und dessen rosenkreuzerische Thätigkeit kennen. Sogleich verließ er die Loge zu den drei Weltkugeln und gründete die Rosenkreuzerloge „Friedrich zum goldenen Löwen“, in welcher er Zirkel-director wurde. Hier trug er den öffentlichen Namen Chrysophiron und den geheimen Heliconus. Dubosc, Haugwitz, Herzog Friedrich von Braunschweig, Karl von Hessen, eine Menge Fürsten, Grafen und hohe Militärs traten mit Wöllner in Verbindung. Endlich, wie Philippson sicher stellt, 1780, wird in den Berichten der Rosenkreuzer auch des Prinzen von Preußen gedacht. So war denn das Netz, welches die beiden Männer über Geist und Gemüth des zukünftigen Herrschers zu werfen gedachten, fertig: Friedrich Wilhelm bat um die Aufnahme in die Rosenkreuzerloge. Ein Jahr ließ man ihn mit schlauer Berechnung vergeblich warten, man wollte seinen Wunsch lebhafter werden lassen durch die Verweigerung, und als man ihm die Aufnahme verweigerte, that man es nicht, ohne den Prinzen zu einem sittlichen Lebenswandel und zu größerer Würdigkeit zu ermahnen, um seine Achtung vor dem Orden und seinen Gehorsam gegen denselben zu erhöhen.

Die Aufnahme des Prinzen in den Orden erfolgte, wie Philippson aus den Rosenkreuzerischen Briefen des kgl. Hausarchivs nachweist, im Jahre 1781 durch Bruder Hannan in Dresden. Friedrich Wilhelm, der begreiflicher Weise ohne Schwierigkeiten die höheren Ordensstufen erreichte, erhielt den Namen Ormesus, dem man in der Erwartung der großen Verdienste, die sein Träger in Zukunft sich um den Orden erringen sollte, bald ein Magnus hinzufügte. Der Jubel der Rosenkreuzer war allgemein. Was wollte ein hessischer Prinz oder ein mecklenburger Herzog gegen den Erben eines Großstaates bedeuten? Welche erquickende Perspektive zeigte sich für alle ehrgeizigen, intriganten Karrièremacher! Doch gab es auch ehrliche Leute im Orden, die von dem Gedanken ausgingen, daß des Königs Leben den Forderungen der Sittlichkeit, mit welcher die Rosenkreuzer sich im Gegensatz zu der vielfach frivol gewordenen Aufklärung zu brüsten pflegten, etwas entsprechen müsse. Sie setzten es, ein Beweis, wie groß die Macht des Ordens auf das weiche Gemüth Friedrich Wilhelms war, durch, daß die Niek entfernt wurde. Doch dauerte die Trennung nur kurze Zeit. Wöllner sah ein, daß man die Forderungen des Ordens nicht zu hoch stellen dürfe, er nahm sich der Liebe zur Niek an, in der richtigen Erwägung, daß er die Leidenschaft des Königs für seine Zwecke ausbeuten könne, und er setzte Alles durch, denn nicht die unbedeutenden Oberen in Dresden, Görlitz, Regensburg waren die Seele des Ordens, sondern Wöllner selbst. Der frühere Rationalist und Anhänger Friedrichs, des Königs der Aufklärung, war weit davon entfernt sich durch hochtönende Phrasen und Geisterspuk von seinem Ziele abbringen zu lassen; er beugte sich und seine Thätigkeit nicht anderen Interessen. Daher räumte

er mit den katholisirenden Tendenzen der Verbindung auf und machte der Orden zum Werkzeuge seiner Herrschsucht. Was er dem Orden war, zeigt klar der Umstand, daß, als Wöllner gestürzt wurde, auch der Orden in Vergessenheit gerieth.

Bald war Wöllner, der gewandte, geistvolle und energische Mann, der vertraute Rathgeber des Thronfolgers in allen wichtigeren Fragen. Seit 1784 durfte er dem Prinzen über die mannichfachen Gegenstände der Verwaltung Vorträge halten und niederschreiben. Diese Vorträge, die wir durch eine Abhandlung des Biographen Friedrichs des Großen, Preuß, im Auszug kennen, sind deswegen von hoher Wichtigkeit, weil in ihnen bereits das Regierungsprogramm Friedrich Wilhelms enthalten ist. Alle Ideen, die später Friedrich Wilhelm zu verwirklichen gedachte, sind aus jenen Vorträgen geschöpft, sie gehören Wöllner an, mit Ausnahme einer einzigen, die der Prinz schon früher aussprach, der Abschaffung der Regie. Die Vorschläge Wöllners beziehen sich wesentlich auf drei Punkte. Einmal war ein entschiedener Gegensatz zu Friedrichs des Großen Regierung ausgesprochen; ihr gegenüber wurde die Friedrich Wilhelms I. als Muster hingestellt. So sollte die drückende Regie in Wegfall kommen, und an Stelle der persönlichen Regierungsweise sollte das alte Regiment durch Festigung der höchsten Staatsämter und collegialische Berathung der obersten Behörden eintreten. Zweitens sollte die Herrschaft der Toleranz, die man für den Unglauben und die Sittenlosigkeit verantwortlich machte, gestürzt werden. Bedlitz, Friedrichs aufgeklärter Kultusminister, sollte als der Hauptschuldige zuerst fallen. Endlich handelt es sich um einen Fortschritt auf politischem, socialem und ökonomischem Gebiete. Mit Wärme und Begeisterung redet Wöllner den unterdrückten Classen das Wort; namentlich verlangt er Aufhebung der Leibeigenschaft.

Fassen wir den dritten Gesichtspunkt zuerst ins Auge, so müssen wir anerkennen, daß es sich um wirklich fruchtbare und heilsame Ideen handelte, die Wöllner entwickelte, Ideen, die er wohl mit allen Fortgeschrittenen theilte. Zu bedauern ist nur, daß er gerade auf diesem Gebiete später fast ganz unthätig blieb. Bezüglich des Systemwechsels in der Regierung hat Wöllner manchen glücklichen Gedanken gehabt, aber es fehlte ihm an Sachkenntniß, an Fleiß und Gründlichkeit in der Ausführung. Ueberall entwarf er gleichsam nur Skizzen; galt es aber Kräfte zur Ausführung herbeizuziehen, dann begünstigte er unfähige Anhänger auf Kosten tüchtiger Beamten und brachte damit in alle Dinge eine persönlich gehässige und intrigante Wendung. Nur in einer Frage hat Wöllner später energisches Wollen und Festigkeit gezeigt: in der Frage der religiösen Toleranz. —

Endlich neigte sich das reiche Leben Friedrichs des Großen seinem Ende zu. Die große Menge hatte nur das scharfe Auge, die harte Hand des Mächtigen gefürchtet. Voll froher Erwartung sah man der Regierung des neuen Herrschers entgegen, man hoffte auf bessere, behaglichere Zeiten. Mancher sehnte sich gegenüber dem satirischen Voltairianismus Friedrichs und der sceptischen Kühle der Aufklärer zurück nach einem tieferen wahren Seelenleben, mancher hoffte nach der Begünstigung der französischen Literatur auf eine Blüthe deutscher Dichtung und Wissenschaft unter Friedrich Wilhelms Scepter, und wenn auch hie und da ein Einsichtsvoller von dem

Gefühl der Bestürzung ergriffen wurde, daß der maßgebende Mann, der seiner ganzen Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte, der Welt entrückt sei, die Mehrzahl meinte mit undankbarer Unterschätzung des wahren Schöpfers der preussischen Weltstellung, daß Preußen sich nun erst recht stolz erheben werde.

Mit üblichem Eifer widmete sich der neue König den Geschäften; nicht die Fülle des Genusses, sondern die mühevollte Arbeit schien er nach der Weise seiner Vorfahren im Königthume zu suchen. Ueberall hörte man von seinem Wohlwollen gegenüber verdienten Männern. Baron Herzberg, der allgemein geschätzte Minister Friedrichs, erhielt den Schwarzen Adlerorden. Eine wahre Fluth von Standeserhöhungen und Avancements erfolgte. Freilich wurden die Auszeichnungen durch die Menge entwerthet wie durch die Bemerkung, daß schon Zurücksetzung von Seiten Friedrichs ein Anrecht auf die Gunst seines Erben zu verleihen schien.

An Stelle der Franzosen wurden jetzt nach dem Wunsche Aller deutsche Dichter und Gelehrte, und zwar auf Herzbergs Rath — denn der König selbst wußte von deutscher Literatur nicht viel mehr als sein großer Oheim — ausgezeichnet. Ramler, Engel, Gleim, der Idyllendichter Blum, Hermes, der Verfasser von „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, die immer bettelnde Karstch und Andere mehr wurden mit Geschenken und Pensionen bedacht. Man sieht freilich, es handelte sich nur um untergeordnete, längst veraltete Größen. Eine einsichtsvolle Unterstützung hätte an die Dichter des Weimarer Kreises denken müssen. In die Berliner Akademie, deren Einkünfte bedeutend erhöht wurden, nahm man in größerer Zahl deutsche Gelehrte auf. Auch die Verhandlungen sollten fortan in deutscher Sprache geführt werden.

Aber nicht nur auf literarischem Gebiete, auch in der Politik kam man von Friedrichs Vorliebe für die Franzosen zurück. Während die Anhänger der französischen Richtung, Prinz Heinrich, Müllendorf, Schulenburg-Nehnert eine abwartende Haltung einnahmen, versuchte der geniale Mirabeau, der sich damals am Hofe in Berlin befand, mit ungestümmr Hast sich an den neuen Monarchen heranzudrängen und durch Ueberreichung eines vollständigen Regierungsprogramms Einfluß auf Preußen im Interesse Frankreichs zu gewinnen. Aber er sah seine Rathschläge nicht befolgt, sich selbst in Mißcredit gebracht.

Sogleich mit dem Beginn seiner Regierung lenkte Friedrich Wilhelm in die Bahn der Reformen ein. Die verhasste Regie und die Monopole des Tabaks und Kaffeeverkaufs sollten fallen. Der Director der Regie, de Lannay, und seine Beamten wurden ihres Dienstes nicht ohne vorhergegangene ungerechtfertigte Maßregeln persönlicher Natur entlassen. Zugleich beantragte das Generaldirectorium die Abschaffung aller auf die Ein- und Ausfuhr des Kornes lastenden Abgaben. Freilich hielt es schwer, den dadurch entstehenden Ausfall in den Staatseinnahmen zu decken. Der erste Versuch, der damals stattfand, eine allgemeine direkte Steuer in Preußen einzuführen, scheiterte an dem zähen und vorurtheilsvollen Conservatismus des hohen Beamtenthums. Schließlich fand man einen Ersatz in theils neuen, theils wesentlich erhöhten Accise-Auflagen, so daß das Ende aller Berathungen war: an Stelle des Tabak- und Kaffeemonopols trat eine Vertheuerung der noth-

wendigsten Lebensbedürfnisse ein, des Bieres, des Zuckers und vor Allem des Brotes. Wirkliche Fortschritte wurden auf dem Gebiete des Schulwesens gemacht. Friedrich hatte für die niederen Schulen wenig, für die mittleren und hohen so gut wie nichts gethan. Ein Memoire des Ministers Jedlich vom 22. Januar 1787 wies das Fehlerhafte der damaligen Schulverfassung nach und gab die Mittel zur Verbesserung an. Die Leitung des Schulwesens wurde einem Oberschulcollegium übertragen, in welches auch Schulmänner eintraten. Die Einkünfte der Schulen und Universitäten, die dringend der Aufhilfe bedurften, wurden erhöht.

Das größte Verdienst des neuen Herrschers aber liegt auf dem Gebiete der Kunst. Unter seiner verständnißvollen und oft eingehenden Einwirkung hat die Kunst in Preußen freiere, edlere und nationalere Bahnen eingeschlagen. Friedrich hatte in der Malerei und Plastik für die späteren Italiener und die Franzosen der Rococozeit mit ihrem manierirten, prahlerischen, unwahren Wesen große Vorliebe gehabt. In der Musik zogen ihn weder Händels noch Glucks oder Haydns Schöpfungen an. Die Nachbeter der leichten italienischen Musik, Graun und Haffe, beherrschten ihn vollständig. Unter Friedrich Wilhelm kam es hier zu einer heilsamen Reaction. Die deutsche Musik gelangte zur Herrschaft. Karl Friedr. Christ. Fasch, Claviervirtuos und Komponist im Geschmace Bachs, gründete zur Pflege der klassischen Musik einen Gesangverein, dem der König einen Saal im Akademiegebäude einräumte — die Anfänge der Berliner „Singakademie“. Den Künstlern gegenüber zeigte sich der König, der bei den großen Hofconcerten selbst mitwirkte, liebenswürdig und leutselig. Keinen entließ er unbesenkt. Mit Haydn wie mit Mozart trat er in Verbindung. „Don Juan“ und „Die Zauberflöte“ entschieden den Sieg der deutschen Oper vollständig. Eine ähnliche Wendung zum Besseren trat in den theatralischen Zuständen Berlins ein. Noch 1786 wurde das Schauspielhaus am Gensdarmenmarke der deutschen Truppe Döbbelins übergeben. Auch die Akademie der bildenden Künste nahm unter Chodowieckis Directoriat einen neuen Aufschwung. Da der König selbst nicht mehr an dem Rococco festhielt, brachen sich auf allen Gebieten neue und edlere Kunstströmungen Bahn. Zahlreiche Bauten verhalfen der erneuten antik klassischen Richtung zum Siege. 1789 wurde das Brandenburger Thor von Langerhans erbaut, das Marmorpalais im Neuen Garten bei Potsdam, das Lustschloß Pareß entstanden; der Park von Sanssouci wurde seines steifen französischen Charakters entkleidet und nach englischer Manier umgestaltet. Schadow wurde berufen, Carstens erhielt eine Professur an der Akademie.

Eine andere Opposition gegen die Regierungsweise des Vorgängers bestand darin, daß der neue Monarch die Ungerechtigkeiten, die jener in seiner schneidigen, nur das Wohl des Ganzen berücksichtigenden Weise begangen hatte, wieder gut zu machen suchte. Der Müller-Arnoldsche Proceß, dieser dunkle Flecken in der Regierung Friedrichs, wurde revidirt. Blücher, York und Andere wurden der Armee wieder gegeben. Die Reform der Central-Verwaltungsbehörde fand im Sinne der Wöllnerschen Vorschläge statt. Die persönliche Cabinetsregierung, wie sie Friedrich dem Großen noch möglich gewesen war, war jetzt unmöglich geworden. Man kehrte zurück zu

der früheren gemeinschaftlichen Berathungsweise des Generaldirectoriums. Ein besonderes Kriegsministerium wurde eingesetzt. Beim Heere fanden wesentliche Verbesserungen statt. Zwei Waffen, die Friedrich arg vernachlässigt hatte, Artillerie und Geniecorps, wurden gehoben. Die künftige Besoldung der Subalternofficiere wurde erhöht, die ausländische Werbung beschränkt. Für die Invaliden wurde besser als früher gesorgt, ebenso für die Wittwen und Waisen verstorbener Officiere.

So sah man die Regierung mit einer Reihe entschiedener Fortschritte hervortreten. Doch bald genug sollte sich ein Wechsel vollziehen. Der neue Monarch umgab sich mit Günstlingen, denen er zuletzt allein noch sein Ohr lieh. Da war Riez, der nominelle Gatte der Enke, jetzt Geheimkämmerer, ein roher Mensch, der den jungen Rauch, welcher für die Skulptur ausgebildet werden sollte, in die Lakaaienuniform steckte. Da waren die Rosenkreuzer Wöllner, Bischoffswerder, der zum Generalmajor avancirte, die sächsischen Grafen Lindenau und Brühl, der ehrwürdige Bruder Soc, der, ein ehemaliger Bankrottirer, zum Geheimen Commerzienrath ernannt wurde. Nur Obscuranten kamen vorwärts. Der dominirende Günstling aber war Wöllner. Seit 1786 geadelt, erhielt dieser jetzt die Leitung der königlichen Dispositionskasse. Damit hatte er ein Mittel, die Gunst des Königs sich dauernd zu sichern. Er schmeichelte seinem Gang zu bequemer Geldwirthschaft und bestärkte ihn in der Ansicht, daß diese Gelder eigentlich Privateigenthum des Königs seien. So stiegen denn bald die Ausgaben für die Person des Königs, seinen Hofstaat und seine Hofbauten bis auf 2 Millionen, fast den achten Theil der damaligen reinen Staatseinnahmen!

Eine kurze Zeit schien die Herrschaft der Rosenkreuzer einmal gefährdet. Neben seiner rechtmäßigen Gattin ließ sich Friedrich Wilhelm 1787 noch Julie von Boff als Gräfin Jngenheim zur linken Hand antrauen. Sie wirkte Wöllner und der Riez entgegen, starb aber schon 1788 an der Schwindsucht. Ihre Nachfolgerin, die Gräfin Sophie Dönhoff, vermochte keinen Einfluß zu gewinnen: Wöllner blieb allmächtig. Nun konnte auch der Kampf gegen die Aufklärung beginnen. Zunächst wurden dem Minister Bedlich das Joachimsthalsche Gymnasium und die schlesischen Schulen entzogen. Zwar arbeitete er noch die Abiturienten-Prüfungsordnung aus, die, wenn auch damals nur facultativ eingeführt, zur Hebung der Universitäten wesentlich beigetragen hat. Dann aber wurde er gestürzt. Am 3. Juli 1788 wurde Wöllner zum Justiz- und Unterrichtsminister ernannt, er, der nie die Rechte studirt, der nicht einmal richtig schreiben gelernt hatte. Damit ist von jetzt an der Verwaltung Friedrich Wilhelms II. der verhängnißvolle, unauslöschliche Stempel aufgedrückt. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die, die Lehrerprüfungen wieder der geistlichen Behörde zu überliefern. Es folgte das Religionsedict vom 9. Juli 1788, das rückichtslos die allgemeine Gewissensfreiheit angriff und dabei in einem ungewöhnlichen, polternden, unanständigen Tone vorschrieb, was geglaubt werden solle, was nicht. Zwar regte sich bald überall die Opposition gegen das Edict; eine Fluth von Streitschriften erschien. Aber durch das Censuredict vom 19. December 1788 wurde ihr ein Damm gesetzt. Das freie Wort war auf der Kanzel

verpönt, durch Verordnung eines armseligen Buches „Die Geistliche Lehre im Zusammenhange“ wurde auch der Religionsunterricht vinculirt. 1790 wurde selbst das Theater eingeschränkt; man meinte, es begünstige die Unsitlichkeit. Aber auch damit hatte Wöllner sich noch nicht genug gethan. Da er selbst theologischer Gelehrsamkeit vollständig bar war, sah er sich nach einem Bundesgenossen um, der diesen Mangel ersetzen könnte. Hermes in Breslau, ein begabter und beredter Pfarrer und eifriger Gegner der Aufklärung, wurde zum Consistorialrath befördert. Um eine Geistlichkeit zu erziehen, die abgedrillt und auf bestimmte streitige Meinung abgerichtet, jede Eigenart einbüßen sollte, mußte Hermes ein allgemeines Schema zur Prüfung der Candidaten des Predigantens ausarbeiten, ein orthodoxes, engherziges, dabei dürftiges und fehlerhaftes Buch, das den allgemeinsten Unwillen erregte. Natürlich fehlte es nicht an ärgerlichen Proceffen, in welchen die Regierung mit der Gerechtigkeit einer Faction eintrat, die Gerichte aber, unterstützt durch die allgemeine Stimme, tendenziöse, der bestehenden Gesetzgebung zuwiderlaufende Urtheile fällten. Die Gleichgiltigkeit aber, ja die Abneigung gegen die Religion, die man auf so unwürdige Weise verfochten sah, wurde bei den Gebildeten immer stärker, zumal da die Sitten des Monarchen und der Charakter seines Ministers von ihren verfochtenen moralischen und religiösen Principien allzu verschieden waren.

Ganz wesentlich vollzogen sich diese reactionären Bestrebungen unter dem Einflusse der französischen Revolution. Herzberg wurde am 5. Juli 1791 entlassen. Bischoffswerder warb im Namen des Nachfolgers Friedrichs um Oesterreichs Freundschaft, und im Vertrag zu Pillnitz nahm an Oesterreichs Seite Preußen Stellung gegenüber der Bewegung in Frankreich. Diese Entscheidung Preußens mußte natürlich sich im Innern des Staates widerspiegeln.

Nur nach einer Seite hin läßt sich ein wirklicher Fortschritt constatiren, in der Justizverwaltung. Hier wurde unter Carmers Leitung mit einer Sorgfalt, Unparteilichkeit, Gelehrsamkeit und Selbstentäußerung und zugleich mit einem Fleiß und einem durchdringenden Scharfsinn gearbeitet, wie sie in so vielseitiger und harmonischer Gemeinschaft vielleicht nie sich vereinigt haben. Der Gedanke eines allgemeinen Gesetzbuches, bereits in Friedrichs Cabinetzordre vom 31. Dez. 1746 an Cocceji ausgesprochen, kam durch CARMER und SUAREZ zur Vollendung. Dabei hatte man eine Praxis beliebt, die in jener Zeit hochmüthiger, kleinlicher, kastenartig abgeschlossener Bureaucratie wahrhaft hochherzig und freisinnig genannt werden muß. Der Entwurf des Allgemeinen Gesetzbuches wurde gedruckt der Prüfung des Publikums unterworfen. An Juristen und Philosophen erging die Aufforderung zur Einsendung von Gutachten. Und alle diese Gutachten wurden von Suarez durchgearbeitet und benutzt. Mit Recht konnten sich Preußens Unterthanen rühmen unter Gesetzen zu leben, welche von ihnen selbst geprüft und genehmigt waren — die erste leichte Spur von Constitutionalismus in Preußen! Und welches auch immer die Mängel dieser Arbeit in juristischer wie in politischer Beziehung sein mögen, strenge Consequenz, eindringender Scharfsinn, große Umsicht ist ihr nicht abzuspreehen. Eine solche Schöpfung wie diese Codificirung des gesammten Rechtes auf den Grund-

lagen der Ueberlieferung, der nationalen Anschauungen und der Vernunft war in neuerer Zeit noch in keinem Staate versucht worden.

Hervorgehoben sei schließlich noch die Förderung der finanziellen Controle, die stets eine der besten Seiten der Verwaltung Friedrich Wilhelms II. und Böllners sein wird, ferner die Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesundheits- und Baupolizei. Im Uebrigen bemerkt man nur Rückschritte in der Verwaltung. Schon am 19. October 1788 wurde die freie Getreideausfuhr wegen schlechter Ernten wieder aufgegeben. Unsicher und schwankend zeigte sich die preussische Zollpolitik, zurückschreitend in jeder Beziehung. Das Regiment des Zwanges und Molestirens, das Friedrich Wilhelm abgeschafft zu haben sich zum höchsten Ruhme anrechnete, wurde wieder eingeführt und brachte doch nicht den alten Gewinn. Die Bemühungen, dem preussischen Gewerbs- und Verkehrsleben durch Handelsverträge einen freien Spielraum zu schaffen, blieben vergebens. Auch in den ländlichen Verhältnissen, wo Reformen dringend nothwendig waren, kam es zu keinem Fortschritt. Noch lebte der Bauer ohne eigene Bedeutung nur für den Edelmann oder Domänenpächter und den Staat. Jenem mußte er seine Arbeitskraft, diesem sein Blut und seinen Gewinn opfern. Wohl erkannte die Regierung die Dringlichkeit der Reform der landwirtschaftlichen Verhältnisse, aber sie vermochte sich nie über kleine Verbesserungen und Abstellungen von Mißbräuchen zu einem einzigen schöpferischen und energischen Gedanken zu erheben. Unter erbitterten Kämpfen, in denen man auf der einen Seite bis zum offenen Landesverrath, auf der anderen bis zur Ungerechtigkeit schritt, war von den Hohenzollern in Brandenburg-Preußen die Souveränität gegenüber dem widerspenstigen Adel „zum rocher von bronze stabilisirt“; jetzt ging Friedrich Wilhelm ohne Noth von den consequent befolgten Grundsätzen seiner Ahnen ab und vertraute die Communalverwaltung des flachen Landes und die Vertretung der provinziellen Interesse ausschließlich dem Adel an. Der Provinzialparticularismus wurde künstlich in demselben Preußen genährt, dessen Herrscher bis dahin in der gleichartigen Verschmelzung aller der weit entlegenen Provinzen ihres Staates und in der Unterordnung aller Stände unter die absolute Macht des Staates ihre wichtigste Aufgabe gesucht hatten! Schon Friedrich hatte den Adel überall bevorzugt, aber er zog ihn zu strengem Dienst für den Staat heran. Der schwächere, gutmüthigere Nachfolger duldete es, daß diese engen, drückenden Bande sich lockerten. Frivolität, Habgucht, materielle Freuden, roher Uebermuth wurden im preussischen Adel immer mehr herrschend.

„Im Heere Eigenwille, Dünkel, Egoismus, Mangel an Opferfreudigkeit und Hingabe an König und Vaterland, in der Beamtenwelt Strebertum, Bequemlichkeit, Schläffheit, Eifersucht, geringes Verständniß und noch weniger tüchtiger Wille; in allen höheren Ständen der Wunsch zu genießen mit möglichst geringer Anstrengung, vornehmes Absprechen und Kritisiren ohne eigene Kraft und Fähigkeit — das war die Signatur des preussischen Wesens am Ende des 18. Jahrhunderts geworden. Das strenge Pflichtgefühl, das Preußen groß gemacht hatte, war Herrscher und Volk abhanden gekommen. Tüchtige und brauchbare Kräfte waren in dem letzteren

vorhanden, aber sie konnten nicht zur Geltung kommen unter der Herrschaft gewissenloser Intriganten, kläglicher Mittelmäßigkeiten und eitler Genußmenschen. Immer mehr dehnten diese ihre Gewalt aus: bald fielen die letzten Männer, welche die würdigen Gehilfen und Mitarbeiter des großen Friedrich gewesen waren.“ Mit diesen Worten schließt Philippson den ersten Band seiner „Geschichte des Preussischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen“.

Schon deshalb, weil es der erste Versuch ist, einen allzulange vernachlässigten Zeitraum von neuem zu durchforschen, verdient die vorliegende Arbeit Philippsons entschiedene Anerkennung. Sie verdient aber auch Lob als eine tüchtige und fleißige Arbeit, die mit Hilfe eines reichen gedruckten Quellenmaterials und einer Fülle bisher unveröffentlichter Papiere des geheimen Staatsarchivs und des königlichen Hausarchivs nicht nur bisher Vermuthetes zur Gewißheit erhebt, sondern auch vielfach, wie namentlich bei den Beziehungen Friedrich Wilhelms zu den Rosenkreuzern, Neues bringt. Dabei ist hervorzuheben, daß Philippson in seiner Forschung besonnen und unparteiisch verfährt, ohne doch seinen persönlichen Standpunkt, seine Anschauungen und Meinungen zu verleugnen. Alles in Allem, hat der Verfasser mit diesem ersten Bande seines Werkes einen höchst dankenswerthen Beitrag zur Preussischen Geschichte geliefert, so daß wir der Fortsetzung desselben mit Spannung entgegensehen.

## Paul de Musset †.

Es ist keiner der glänzendsten Schriftsteller Frankreichs, aber einer der lebenswürdigsten, welchen der Tod am zweiten Pfingsttage dieses Jahres hingerafft hat. Paul de Musset hat ein ziemlich hohes Alter erreicht, denn er war einige Wochen vor der Krönung Napoleons I. in Paris geboren (am 9. November 1804). Er gehört zu den fruchtbaren Schriftstellern. Am ausgezeichnetsten ist er im allgemeinen dort, wo er, wie in den *Originaux du XVII. Siècle* und in den *Femmes de la Régence* historische Stoffe mit ebenso viel wissenschaftlicher Gründlichkeit als poetischer Darstellungskraft behandelt. Aber obwohl er in der Fähigkeit, eine breit angelegte Dichtung durchzuführen, und in der Sicherheit der Charakterzeichnung seinem berühmten Bruder weit überlegen ist, so ist er doch einerseits von Romanschriftstellern und Novellisten wie *Merimée*, *Souvestre*, *Balzac*, *Töpfer* und andern in den Schatten gestellt worden und hat andererseits auch durch das überstrahlende Licht seines genialen Bruders, der als Lyriker die Herzen unmittelbarer ergreift, eine gewisse Verdunklung erleiden müssen. Dennoch verdient er es, nicht ungefeiert in das Schattenreich hinabzugehen; er ist vor vielen würdig, von der Nachwelt geliebt zu werden. Zeigt schon der Dichter der „Nächte“, wie thöricht es ist, nur den